

Der Telegraph von Berlin.

Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich alle Freitage 1½ bis 1½ Bogen Text. Zu jeder Nummer gehört ein Modenkupfer, welches Abbildungen der neuesten Pariser und Wiener Moden enthält; auch werden von Zeit zu Zeit Zeichnungen der neuesten Meubles etc. beigegeben werden.

Eine Zeitschrift
für

Der Prämumerationspreis ist für Berlin monatlich 12 Sgr. 6 Pf., vierteljährlich 1 Rthlr. 5 Sgr.; für auswärtige Teilnehmer vierteljährlich 1 Rthlr. 10 Sgr. Die Königlich wohlthätigen Postämter und alle soliden Buchhandlungen Deutschlands nehmen Bestellungen an.

Unterhaltung, Mode, Lokalität und Theater.

Herausgegeben von R. v. Kädern.

Nur im Kraftgefühle
Männlicher Beharrlichkeit
Kämpft man sich zum Ziele.
Matthisson.

No 29.

Berlin, den 21. Juli

1837.

Schicksals-Wechsel.

(Fortsetzung).

Der Prinz war vor drei Jahren in Italien gewesen und hatte dort einen Hof besucht, mit welchem der seinige zwar durch die Bande des Blutes, wiewohl in entfernterem Grade, verknüpft, aber durchaus nicht befreundet war. Indes hatte er sich hier einer Aufnahme erfreut, welche den ernstesten Wunsch des Fürsten, die alten, freundschaftlichen Verhältnisse wieder herzustellen und alle obwaltenden Irrungen friedlich zu beseitigen, deutlich an den Tag legte. Dies bestimmte Prinz Heinrich, seinen Aufenthalt zu verlängern. — Eines Abends ging er allein und ohne alle äußere Abzeichen seines Standes den reizenden Gebirgsparthien zu, welche, in mäßiger Entfernung von der fürstlichen Residenz gelegen, einen Theil der romantischen Landschaften bilden, an denen Italien so reich ist. Der Abend war mächtig vorgerückt, aber der italische Himmel war zu schön; der Prinz konnte sich nicht von ihm

trennen und so, ohne es eigentlich zu wollen, hatte er sich immer mehr und mehr von der Stadt und den Landhäusern entfernt. Es war als ob ihn eine innere Stimme mächtig vorwärts trieb und ihm zurief, der Pflicht eines Ritters zu allen Zeiten eingedenk zu sein. Es hätte indes dieser Anregung bei dem Prinzen nicht bedurft, denn er liebte das Ritterliche und hatte erst wenige Tage vor dieser Abendpromenade gegen einen seiner Begleiter geäußert, er sehne sich nach nichts mehr als nach einem italienischen Abenteuer und zwar schon deshalb, um das, was in tausend und abermal tausend deutschen Romanen über italienische Banditen und italienische Ränkesucht gesagt worden sei, durch eigene Erfahrung bestätigt zu sehen. Er ahnte nicht, daß dieser Abend seinen Wunsch in Erfüllung bringen würde. Er hatte nämlich eben den Fuß aus der sanfteren Gebirgslandschaft in eine mehr mildere Region gesetzt, als er aus dem Dickicht her ein ängstliches Rufen um Hilfe, dann aber ein dumpfes Gewimmer

vernahm. Der Prinz eilte schnell der Gegend zu, woher das Geschrei erscholl: da stürzte ihm eine hohe, riesige Gestalt entgegen, die ein weibliches Wesen, in einen Mantel gehüllt, fortschleppte. Der Prinz vertrat dem Räuber mit gezogenem Degen den Weg, und ob jener gleich anfangs stugte, so entledigte er sich doch augenblicklich seiner Bürde, trat einen Schritt zurück, und ein wohlgezielter Dolch schwirrte hart an der Schulter des Prinzen vorbei. Kaum merkte der Unbekannte, daß er sein Ziel nicht getroffen, als er mit einem kurzen Säbel einen wüthenden Angriff auf den Prinzen machte, denn mehr seine große Gewandtheit als seine längere Waffe zu Statten kam. Dennoch blutete der Prinz schon aus einigen leichten Wunden, und nur ein verzweifelter Stoß befreite ihn von seinem, ihm an Körperkraft bei weitem überlegenen Feinde. Der Unbekannte stürzte mit einer tiefen Brustwunde zu Boden, und kaum noch war dies geschehen, als der Platz von Fackeln erleuchtet, der Prinz aber von einer Sbirren-Patrouille umringt wurde. Der Anführer der Sbirren hatte entweder den Prinzen erkannt, oder der am Boden liegende Todte war ein gefürchteter Bandit, dessen man sich jetzt entledigt sah, genug, man bot sich dem Prinzen, ohne seinen Namen zu nennen, zur Begleitung an. Dieser war aber nur mit dem weiblichen Wesen, einem jener reizenden Mädchen, wie sie nur unter italischem Himmel emporblühen, beschäftigt. Die Unglückliche erholte sich aus ihrer Betäubung, und der Prinz erfuhr wie sie in Begleitung eines alten Dieners für ihre kranke Mutter habe Arznei hollen wollen, unterwegs aber von jenem Fremden, nachdem er ihren alten Begleiter niedergestossen, fortgeschleppt worden sei, gänzlich in Unkunde, welche Beweggründe ihn zu dieser grausamen Handlung angetrieben. Sie dankte ihrem Retter und verband mit dieser Pflicht die reizende Bitte, sie zu ihrer leidenden Mutter, welche den pflegenden Händen einer Freundin

anvertraut war, zurückzuführen. Der Prinz, von der Schönheit des Mädchens unwiederstehlich hingerissen, vollendete den Beruf eines Ritters ganz, und führte die Gerettete, unter dem Schutze mehrerer, in einiger Entfernung folgenden Sbirren, ihrer nicht sehr entlegenen Wohnung zu, sie unaufhörlich mit der Versicherung tröstend, daß die Arzneien für die kranke Mutter noch zu rechter Zeit kommen, und daß die Verzögerung der erwarteten Hilfe der Leidenden nicht nachtheilig sein würde. Das Mädchen schien beruhigt, aber der Anblick des blutenden Dieners, auf den man jetzt stieß, erinnerte sie auf's Neue und lebhafter an die Gefahren, welche sie umschwebt hatten. Noch schienen Spuren des Lebens in dem Unglücklichen zu sein und unaufgefordert trugen ihn des Prinzen Begleiter ihm selber nach. So erreichte man die Wohnung des Mädchens; man brachte den Verwundeten in ein besonderes Gemach und sogleich wurde nach einem Wundarzte geschickt, von den Uebrigen aber alle Mühe angewandt, durch Stillung des Blutes die Schmerzen des Alten zu lindern.

Jetzt betrat der Prinz das matt erleuchtete Stübchen der Kranken, an deren Lager die tröstlose Tochter stand. Die überstandene Gefahr und der jetzt auf sie einströmende Jammer gaben ihren Zügen einen wunderbaren Reiz und erhöhten ihre Schönheit. Alles in dem kleinen Zimmer verkündigte eine Armuth und Dürftigkeit, welche von Ordnung und Keuschheit nur mühsam verdeckt schien; der Prinz fand hierin eine mächtige Aufforderung zu einem edlen Wohlthun, er legte unbemerkt seine volle Börse auf den Tisch, erkundigte sich nach der Krankheit und verließ die Wohnung mit dem Versprechen, wieder zu kommen und sich der unglücklichen Familie anzunehmen. Die Seegenswünsche der Leidenden begleiteten ihn.

Wunderbar bewegt kehrte der Prinz erst gegen Mitternacht in die fürstliche Residenz zurück und befreite seine nächste, dienende

Umgebung von aller der Angst und Besorgniß, die sein spätes Ausbleiben veranlaßt. Er sprach zu Niemand, nur den Leibarzt des Fürsten ließ er noch rufen, und trug ihm die Sorge für die Kranke und die strengste Verschwiegenheit auf; zugleich aber forderte er einen genauen Bericht über den Zustand der Kranken. Er begab sich in sein Schlafgemach, indeß der Schlummer floh ihn; er dachte nur an die schöne Maria, dies war der Name seiner Geretteten, und konnte irgend ein irdischer Wunsch mit dem Gedanken an sie seine Seele beschäftigen, so war es nur der, auf wunderbare Weise die große Kluft ausgefüllt zu sehen, welche sie von ihm trennte. Sein Herz war zu edel, um sich die Liebe eines Mädchens zu erwerben, dessen wirklichen Besitz die Verhältnisse des Lebens unmöglich machten. Er fühlte das drückende seines Standes und rüstete sich im Voraus mit aller Kraft gegen den harten Kampf, dem er unbedingt, von Liebe zur Maria erfüllt, entgegen gehen würde. So überfiel ihn der Schlaf und führte ihm die wunderbarsten Traumgestalten vor, von denen jedoch bei dem Erwachen nichts als eine dunkle ungewisse Erinnerung zurückblieb.

Ein heiterer Morgen begrüßte ihn; schon wollte er, ehe ihn des Tages lästige Ceremonien in Anspruch nahmen, in aller Stille einen Ausflug nach der Wohnung Maria's und ihrer Mutter machen, als sich der Leibarzt des Fürsten melden ließ. Der Prinz erwartete ihn sehnsüchtig und fand in dem Berichte desselben die dringendste Aufforderung, sich des Mädchens auf alle Weise anzunehmen. Nach der Aussage des Arztes konnte die Mutter Maria's nur noch kurze Zeit leben; sie litt an dem unheilbaren Uebel der Schwindsucht und mußte sich selbst bei scheinbarer Besserung täglich dem Grabe nähern. Ueber die Verhältnisse der Familie erfuhr der Prinz nur noch so viel, daß die Kranke die hinterlassene Wittwe eines Offiziers sei und, wiewohl früher im blühendsten

Wohlstande, jetzt schon seit vielen Jahren mit ihrer Tochter kümmerlich von einem geringen Gnadengehalte leben müsse. Dies Alles, wie schon bemerkt, bewog den Prinzen, für Maria's Schicksal zu sorgen und ihr für die Zukunft ein besseres Loos zu bereiten. Täglich besuchte der Prinz von jetzt an Maria's Mutter, die, ohne den Stand ihres Wohlthäters zu ahnen, in ihm einen edlen Menschenfreund erkannte und ihm daher das Wohl ihrer Tochter empfahl. Der Prinz gelobte dies feierlich, und schien sich hierdurch auch der Zustand der Kranken zu bessern, so war sie doch schon nach wenigen Tagen verschieden. Der Prinz war in der Stunde des Todes zugegen; er befand sich mit ihr einige Augenblicke allein: da richtete sich die Sterbende mit fast übernatürlicher Kraft in die Höhe und sprach mit halbgebrochener Stimme: „In Ihre Brust, edler Mann, lege ich ein Geheimniß. Maria ist —.“ Hier sank die Sprechende mit dem Rufe: „Jesus Maria“ um und war nicht mehr.

Es vergingen Wochen, ehe es dem Prinzen gelang, die unglückliche Maria zu trösten, als ihm dies aber gelungen war, unterrichtete er sie über seinen wahren Stand und schickte sie nach Deutschland zur vertrautesten Freundin seiner längst verstorbenen Mutter, der Oberhofmeisterin, Baroninn von Sternberg, welche, durch die Ränke seiner Stiefmutter vom Hofe entfernt, auf einem einsamen Landgute lebte. Nach der Abreise Maria's fand der Prinz unter den Papieren der Verstorbenen ein versiegeltes Packet, das an Maria gerichtet, ihr aber nicht eher als an dem Hochzeitstage zu öffnen erlaubt war. Lange kämpfte er mit sich selbst, ob er den Willen der Dahingeshiedenen streng erfüllen oder sich Gewißheit über ihre letzten Worte verschaffen sollte. Indes das Gefühl für Rechtlichkeit hielt ihn zurück; er ließ die Papiere uneröffnet, verschwieg aber ihren Besitz vor Maria, der er schon im Verlaufe weniger Wochen nach Deutschland folgte, sie der Fürsorge

der Baroninn empfahl, ihr seinen treuesten Diener zur Bedienung gab und an den Hof seines Vaters zurückkehrte. So lebte nun Maria bereits seit beinahe drei Jahren unter der Aufsicht der Baronin von Sternberg. —

Hier endeten die Blätter, welche mir der Prinz zur Durchsicht eingehändigt hatte. Ich stellte sie am andern Tage meinem erlauchten Beschützer mit dem Gelübde des unverbrüchlichsten Schweigens zurück und begann an dem Bildnisse Maria's, welche mir heute saß, zu arbeiten. Es kostete mir einen harten Kampf, bei dem Anblick des schönen Wesens ruhig zu sein. Das Geheimniß ihrer Abkunft schwebte stets vor meiner Seele, und nicht ohne die innigste Freude dachte ich daran, vielleicht bald in ihr meine erlauchte Gebieterinn zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch der Lady Emmeline Stuart Wortley, bei Madame Lätitia. *)

Es war an einem schönen Morgen im Mai 1826, daß wir nach dem prächtigen Palast der Madame Lätitia fuhren. Ich war entschlossen, wo möglich ehe ich Rom verließ, die Mutter Napoleon's von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Die Stolzverachtenden und Phantasielosen mögen sagen was sie wollen, naserümpfen so viel sie wollen, ich gestehe offen meine Schwachheit, (wenn das Schwachheit ist) daß ich ungemein begierig war, die berühmte Frau zu schauen. Wäre sie an sich selbst nicht schon eine anziehende und merkwürdige Erscheinung, — die außerordentlichen Schicksale, von denen sie ihr Theil mitgetragen, die Wechselfälle und Glücksumschläge, die sie erlebt und erduldet, und jene staunenerregende Herrscherpracht, die unter ihren Augen sich ent-

faltet, gestrahlt und wieder gedunkelt hatte, wären allein ja hinreichend, einigen Grad von Theilnahme und Neugierde selbst in dem gedankenlosesten Gemüthe zu erwecken: hat aber Napoleon nicht gesagt, „Alles, was ich bin oder war, verdanke ich meiner Mutter!?“

Nicht ohne große Schwierigkeit erreichten wir unser Ziel; denn Alles, was wir mit unsern Erkundigungen herausfragten, war die Antwort, daß Madame Lätitia schon seit Jahren bettlägerig sei, und es sich zur Regel gemacht habe, nie Jemand zu sprechen. Endlich jedoch siegte unsere Beharrlichkeit über alle Hindernisse, und hauptsächlich durch Lady Dudley Stuarts Name, einer Enkelin der ehrwürdigen Madame Lätitia und Nichte Napoleons, mit der wir durch Heirath verwandt waren, erlangten wir Zutritt im Palazzo und hatten das Vergnügen, Mademoiselle Rosa Meline zu sprechen, die uns auf die liebenswürdigste Weise die Zusage gab, Madame Lätitia unser sehnliches Verlangen, vor sie gelassen zu werden, zu überbringen. Mademoiselle kam in wenigen Augenblicken zurück und sagte mir, Madame Lätitia wolle mich sehen, es thue ihr aber leid, meinen Gemahl, der mit mir war, nicht auch empfangen zu können. Ich folgte unverweilt Mademoiselle Rosa'n in das Schlafgemach, und wurde der Mutter Napoleon's vorgestellt. Madame stand damals in ihrem 83sten Jahre; nie aber war mir noch Jemand in so hohem Alter mit einem so von Ausdruck und unverminderter Geistesklarheit strahlender Stirne und Physiognomie vorgekommen; die Lebendigkeit und der Glanz ihres großen sprechenden Auges waren höchst merkwürdig. Sie lag in einem kleinen weißen Bette in einer Ecke des Zimmers, in das sie nur, wie sie mir sagte, durch die Folgen eines Beinbruchs schon drei Jahre gebannt sei. Das Gemach war voll mit Gemälden behängt, lebensgroßen Bildnissen ihrer Familie, die jeden Theil der Wände bedeckten. Alle die von ihren Söhnen, welche zur Fürstenwürde aufge-

*) Aus dem Keesake.

stiegen gewesen waren, waren in ihren Herrschergewändern dargestellt, Napoleon, glaube ich, in dem Prachtaufzug, den er bei seiner Krönung trug. Nachdem das Gespräch einige Minuten fortgegangen war, sagte sie mir, sie habe seit den drei Jahren, die sie nun das Zimmer hüten müsse, Niemand von meinen Landsleuten gesehen, mit Ausnahme — wenn ich mich recht erinnere — des Herzogs von Hamilton und Lord Dudley Stuart's, der zwei einzigen Engländer, wie sie mir späterhin gestand, die sie je gern hatte, wobei sie mit einem schmerzlichtrüben Ausdruck und in einem um Entschuldigung bittenden Tone hinzusetzte, wundern könnte ich mich wohl nicht über diese ihre feindliche Stimmung gegen meine Landsleute. Ich sagte ihr, solche Gesinnungen fände ich in ihrer Lage nur zu natürlich, und setzte hinzu, wir würden es nie gewagt haben, ihr lästig zu fallen, hätten wir nicht geglaubt, wegen unserer Verwandtschaft, zu Lady Dudley Stuart einen kleinen Anspruch auf ihre verzeihende Rücksicht zu haben, und bat sie dann, ihr meinen Gemahl vorstellen zu dürfen. Nach einiger Schwierigkeit erreichte ich glücklich meinen Zweck, und erlangte für ihn die Zulassung.

Nach den gewöhnlichen kleinen einleitenden Formalitäten einer Vorstellung, versicherte er ihr, wie sehr dankbar er sich fühle für die Ausdehnung der bereits mir gezeigten gütigen Rücksicht auch auf ihn; und wiederholte, was ich gerade zuvor geäußert hatte, daß einzig und allein unsere Verwandtschaft mit Lady Dudley Stuart uns so kühn gemacht haben könne, eine so große Vergünstigung nachzusuchen, und daß sich unsere Hoffnungen auf eine Vorstellung bei ihr gänzlich nur auf dieses verwandtschaftliche Verhältniß gegründet hätten.

Auf dieses reichte sie Jedem von uns aufs Allerfreundlichsten und Allerschmeichelhaftesten die Hand und sagte im gütvollsten und herzlichsten Tone. —

„Eh! je vous reçois comme mes parens.“

Sie fragte uns dann, als sie uns Napoleon's Bild, das hart an ihrem Bette hing, mit großer Aufmerksamkeit betrachten sah, ob wir es nicht bewunderten, und setzte die Blicke selbst voll Stolz und Liebe auf das Gemälde geheftet, hinzu —

„Cela ressemble beaucoup à l'Empereur. oui, cela lui ressemble beaucoup!“

Und als sie dann bemerkte, mit wie hohem Antheil ich ihren Worten und Blicken folgte, bat sie mich, in das anstoßende Zimmer zu gehen, wo — wie sie sagte — eine Büste des Kaisers sei, „sein leibhaftiges Ebenbild,“ und auch eine von dem Herzog von Reichstadt, als Kind, die ihm ungemein gleiche und welche die nämliche sei, die Napoleon nach St. Helena geschickt worden sei, wo sie in seiner letzten Krankheit an das Fußende seines Bettes gestellt und erst nach seinem Verschiden weggenommen wurde. Ich gehorchte ohne Säumen, und konnte die Schönheit beider Büsten nicht genug bewundern; die des unmündigen Königs von Rom war engelgleich, und Napoleon's (an deren treffenden Ähnlichkeit man keinen Augenblick zweifeln konnte) wahrhaft herrlich.

Während ich diese auserlesenen Kunstschöpfungen besichtigte und bewunderte, verweilte Madame Lätitia (wie mir mein Gemahl nachher erzählte,) auf dem schmerzvollen Thema von St. Helena und gab vielfach Ausdrücken Raum, aus denen man sah, wie bitter ihre Gefühle in Bezug auf des stolzeliebten Sohnes Gefangenschaft auf jenem Eilande waren, indem sie sagte, ihr Sohn sei da Zoll für Zoll gestorben.

Als ich in das Zimmer zurückkam fand ich sie eifrig über diesen Gegenstand sprechen und lauschte mit gespannter und schmerzlicher Theilnahme ihren energischen und leidenschaftlichen Gefühlsausströmungen; und ich gestehe, Vielem was sie sagte, pflichtete ich in der Stille von Herzen bei.

Nach einer augenblicklichen Pause kam sie

wieder auf die prächtigen Gemälde, mit denen ihr Gemach buchstäblich überkleidet war, zu reden und lenkte meine Aufmerksamkeit auf eines oben an ihrem Bette, (das, nach italienischer Sitte, ganz offen, ohne Himmel und Umhänge war) indem sie mir sagte, es sei das Portrait ihres Gatten, Charles Bonaparte. Sie hob dann einen nach dem andern dieser Stummen Stellvertreter der Abwesenden oder Todten im Einzelnen hervor und gab mir von jedem kleine interessante Details; unter andern sah man ein kleineres Bildniß von Josephinen und eines von der gewesenen Kaiserin Marie Louise; auch zahlreiche schöne Miniaturgemälde der verschiedenen Mitglieder ihrer Familie, und unter diesen eines, einen schönen jungen Mann darstellend, der wenn ich mich noch recht erinnere, noch nicht lange her gestorben war; Mademoiselle Meline deutete gegen mich mit dem Finger darauf und sagte mir leise, es sei das Bild eines der Enkel Madame Lätitia's, die Wonne und die Hoffnung und der Stolz der ganzen Familie; allein ich entsinne mich nicht mehr, von welchem von Madame Lätitia's Kindern er der Sprößling war.

Nachdem ich alle diese anziehenden Bilder aufmerksam beschaut hatte, kehrte ich wieder auf meinen Sitz an dem Bette der ehrwürdigen Greisin zurück. Unwillkürlich drängte sich mir das Gefühl auf, wie sie gleichsam in einer Welt der Vergangenheit, in einer Welt der Träume, in einer vor ihr selbst, oder vielmehr von der Erinnerung, geschaffenen Welt leben müsse mit diesen glanzherrlichen Schatten um sie, die Wortlos, aber beredt, von den versunkenen Tagen sprachen. —

Von unserm weiteren Gespräche will ich hier nur ein oder zwei Dinge, die mir besonders eindrucksvoll auffielen, herausheben. Da wir am nämlichen Tage noch unsere unverschiebbare Abreise von Rom festgesetzt hatten, so mußten wir, wie sehr es uns auch gegen den Willen ging, diese hochanziehende Unterredung abkürzen. Madame Lätitia drang aufs Gütigste

und Schmeichelhafteste in uns, noch zu bleiben, bis sie erfuhr, daß wir noch an jenem Nachmittage von Rom aufbrachen. Sie trug mir eine Menge der herzlichsten Dinge an Lady Dudley Stuart auf und bat mich ihr zu sagen, wie sie aufs Innigste und Eifrigste auf einen Besuch von ihr für den nächstkommenden Winter hoffe; wobei sie mit einem Tone und einer Art, die mir unvergeßlich bleiben werden, so tief und traurig war der Eindruck, den sie auf mich machten, — hinzusetzte: „Je vous en prie, dites à ma chere Christine que je suis seule ici.“ Madame Lätitia, deren raschem durchdringendem Auge nicht leicht etwas entgehen konnte, gewahrte sogleich den Ausdruck von Verwunderung, der mein Gesicht überflog und erklärte mir ohne Zögern, daß in Folge starker Vorstellungen von sehr hohen Seiten, der Papst auf die Entfernung derjenigen ihrer Kinder, die noch bei ihr in Rom sich aufhielten, aus letztgenannter Stadt bestanden habe; und daß sie auf diese Weise des größten und wahrsten Trostes und Glücks beraubt worden, das ihr noch in ihrem hohen Alter übrig geblieben sei — die Gesellschaft und die liebevollen Aufmerksamkeiten ihrer Familie.

Es war etwas in ihrer Art, dieß zu erzählen, was mich unaussprechlich rührte; ein scharfes Gefühl erlittenen Unrechts schien sich mit einer wundervollen Geduld und einer edeln Standhaftigkeit und Ergebung zu verschmelzen und ich fühlte, wie ich sie anblickte und ihr zuhörte, daß ich in Wahrheit hier eine Frau vor mir sah, die tief die schmerzlichen Lehren des Lebens gelernt, die gelernt hatte, schweigend zu leiden. Doch ich versuchte umsonst, das feierliche trauervolle ihrer Rede und Art zu schildern, als sie mit einem Ausdruck freudlosen, einsamen Herzwehs in ihren schönen, großen, schwarzen Augen, mit dem tiefschmerzlichen Ausrufe: „Et je suis seule! Je suis seule ici!“ ihre Erzählung schloß. Alle Umstände, die vereint dahin wirkten, den tiefsten Eindruck auf das Gemüth zu machen —

der Ort, an dem wir standen, „Rom, der Seele Stadt,“ die ewige Stadt der Vergangenheit und der Todten! — steigerten diesen düstern Klagausruf, der wie aus den innersten Tiefen der gequälten Leidensbrust zu erklingen schien, zum Tiefstergreifenden, was noch je mein Ohr vernahm; und nimmer, so lange ich lebe, wird mir der Wehthon, diese Schmerzrede aus dem Gedächtnisse verhallen.

St i c k s t o f f.

Die Luft besteht aus Stickstoff und Sauerstoff *); so wenig ich nun aber auch den ersten ausschließlich den Frauen zutheilen, den andern aber für uns behalten möchte, so kann ich doch nicht leugnen, daß der Stickstoff der Frauen, oft für die Männer zum Sauerstoff wird.

Da sitzen die Tochter, die Braut, die Frau, die Mutter, ach die Großmutter sogar und sticken. Der Vater möchte Kaffee haben, die Tochter hat keine Zeit, sie stickt; der Bräutigam möchte schön thun, die Braut sieht nicht auf, sie stickt; der Ehemann möchte brummen, die Frau hört nicht hin, sie stickt; die Jungen möchten ihr Vesperbrot haben, die Mutter kann nicht aufstehen, sie stickt; die Großmutter soll zur Boston-Partie, es ist unerhört, aber es ist wahr, sie schlägt die Boston-Partie aus und stickt. Alles auf der Welt nimmt einmal ein Ende, aber das Stickken nicht. Schon zu Moses Zeiten war Ahalieb aus dem Stamme

*) In bloßen Stickstoff ersticken Menschen und Thiere, und erlischt jede Flamme, während im reinen Sauerstoff die Flamme heftig zunimmt, und das Athmen und Leben so gefördert wird, daß man sich zu Tode lebt. Wenn wir athmen, verzehrt unsere Lunge den Sauerstoff, und athmet den Stickstoff wieder aus, daher die verdorbene Luft, wo viel Menschen in einem verschlossenen Raume athmen, und daher das Zunehmen der Flamme durch Wind, der ihr immer neuen Sauerstoff zuführt, den sie, gleich der Lunge, verzehrt.

Dan, als guter Sticker berühmt, und schon vor dem trojanischen Kriege zeichneten sich die Frauen von Sidon, wie heut 3000 Jahre später die von Berlin, durch schöne Stickereien aus, und als nach der Entdeckung von Amerika, die ersten Spanier in Mexiko landeten, wurde die Nachricht davon dem dortigen Kaiser durch Eilboten übersandt, welche anstatt der Depeschen unserer Couriere, bunte Stickereien überbrachten, auf denen die Schiffe der Spanier und ihre Tracht und Waffen abgebildet waren.

Deshalb werfe man den Damen nicht Unbeständigkeit vor, sie mag in mancher Hinsicht ihr Erbtheil sein, sind sie doch von unserm Fleisch und Bein, aber in jeder Art ist sie's nicht. Was für Beweise von Ausdauer können wir jenem ausdauernden durch Jahrtausende ausdauernden Sticken entgegensetzen? Etwa unser Tabackrauchen, das kaum so viel Jahrhunderte zählt, als das Sticken Jahrtausende; und wann hätte der Vater den Kaffee, der Bräutigam das Küssen, der Ehemann das Brummen, der Schüler sein Butterbrot, der Großvater sein Boston über die Tabackspfeife vergessen? —

Nur im Stickstoff wechselten die Damen. Unendlich wie der ihrer Unterhaltung änderte sich der Stoff, den sie zum Sticken anwendeten. Gold, Silber und Seidengaze, Tüll und Tuch, Sammet und Ranking, Batist und Casimir, Merino und Tibet, Perlen und Gold, Menschenhaare *) und Schaafwolle, Fischschuppen und Baumwolle, Seide und Silber lösten sich ab in buntem Wechsel, und räumten erst in neuerer Zeit sämmtlich der Gaze und bunten Wolle das Feld.

Es giebt in den höhern und mitleren

*) Im Jahre 1782 erfanden drei Fräulein von Wullich im Hanoverschen die Kunst mit Menschenhaaren zu sticken; sie bildeten mit den feinen Haaren die feinen Striche der Kupferstiche so täuschend nach, daß man nur in der Nähe einen Unterschied fand. Die Arbeit ist eben so mühselig als dauerhaft.

Ständen, wohl gar keine, und selbst in den untern nur wenige Haushaltungen, in denen nicht eine Wollstickerei sich vorfindet, und wäre es auch nur ein paar Pariser; ja es giebt Familien, die kaum satt zu essen haben, aber doch sticht die Tochter dem Vater einen Tabacksbeutel, dem Bruder ein Paar Tragebänder, und ehe die Mädchen noch schreiben lernen, lernen sie schon Tapissierarbeiten. Laden auf Laden entsteht, die nur mit Canavas, Wolle, Stickmustern und Stickereien handeln, und die Alle ihr gutes Auskommen finden; keinen fehlt es an Arbeit, allen an Arbeitern, denn die Mode des Tages hat diese Art von Arbeit nicht allein hier, sondern sogar sich bis nach der neuen Welt verbreitet. Wollstickerei ist ein ordentlicher Handelszweig geworden, mit welchem von hier aus, namentlich nach Rußland und Hamburg und von dort nach Amerika, ansehnliche Geschäfte gemacht werden, so daß in allen öffentlichen Blättern Tapissierarbeiten aufgeführt werden, sich um Beschäftigung zu melden. Möchte diese Verlegenheit, in welcher die Herren sind, die sonst in der Wolle sitzen, den armen Stickerinnen zu Gute kommen, gegen die sich beide Geschlechter vereint zu haben scheinen, um sie verhungern zu lassen.

(Schluß folgt.)

M i s c e l l e.

Aus der Zählung der Bevölkerung von Paris, welche im vergangenen Jahre veranstaltet wurde, ergab sich folgendes Resultat: Im ersten Arrondissement betrug die Bevölkerung 82,758; das zweite Arrondissement zählte 90,292 u. s. w., woraus erhellt, daß die Bevölkerung der Hauptstadt fortwährend im Steigen ist, da die Zählung im Jahre 1831

für das erste und zweite Arrondissement nur die respectiven Zahlen 67,013 und 74,995 gab. Die Arrondissements von St. Denis und von Sceaux liegen beide außerhalb der Barrieren; in dem ersteren lebten vor 5 Jahren 87,282 Einwohner, jetzt hingegen 110,057 im zweiten waren 1831, 73,388 Einwohner, gegenwärtig 87,708. Im Jahre 1831 betrug die Population des eigentlichen Paris 774,338 Einwohner, im vergangenen Jahre 909,126. Rechnet man noch hierzu die Einwohneranzahl von St. Denis und Sceaux so erhält man das Facit von 1,106,891; woraus zwischen den Totalsummen von 1831 und 1836 die Differenz von 171,783 entsteht. Die Bevölkerung hat indeß nicht um so viel zugenommen, sondern die eben erwähnte Differenz basiert sich in der Verschiedenheit, des, bei beiden Zählungen angewendeten Verfahrens, da bei der im Jahre 1831 veranstalteten Abschätzung nur die wirklich in der Hauptstadt anwesenden Personen aufgeschrieben, in der zweiten hingegen auch die Abwesenden mitgerechnet wurden.

B u n t e s.

Unsere Tänzerinnen, die ihre ganze Kunst in den Beinen haben, meinen, sie müßten die Kunst durch die Beine heben, und so heben sie denn diese immer höher und höher. Ueber die Mittelmäßigkeit sind sie längst fort.

Eben so werden unsere Dienstmädchen immer belehener. Liebesbriefe und Liebhabertheater sind ihnen kein fremdes Feld mehr. Bleibt diese Art Cultur sofort im Steigen, so wird bald jeder Wesen sich auf seinen Styl etwas einbilden. Die Flüssigkeit findet sich.

Beilage

Beilage zu No 29 des Telegraphen von Berlin.

Den 21. Juli 1837.

Neueste Pariser Moden.

Paris, den 5. Juli 1837.

Für diesen Sommer steht die Mode nunmehr fest, und ruht aus, nachdem wir größtentheils ihre Schätze gesehen haben; welche wir hier mittheilen wollen.

Was zunächst die Ärmel an den Kleidern der Damen betrifft, so nehmen diese entschieden wieder an Weite zu, und zwar über dem Ellenbogen. Am Vorderarm sind sie eng und in kleine dichte Falten gelegt. Diese Art Ärmel sehen unendlich graciöser aus, als die engen anliegenden, besonders bei Sommerkleidern, denn nichts hat mehr Anmuth als ein weiter Ärmel von dünnem Mouslin über einem schönen Arm. Die Kleider von undurchsichtigen dichten Zeugen sind mehr zu engen Ärmeln qualificirt, und sind dann mit drei oder vier Volants über dem Ellenbogen versehen. Die am meisten getragene Façon der kurzen Ärmel besteht aus einem Stücke Zeug, das so geschnitten ist, als wollte man einen Jockei daraus machen und von dem vier Reihen Blondentülle oder Spitzen ausgeben; diese Garnituren werden an der inneren Seite des Armes durch eine Schleife mit flatternden Enden oder eine Rosette, oder Agraffe von Edelsteinen hinaufgezogen.

Die neueste Art Leibchen sind die mit Bändchen, hinten und vorn geschnürt, eine Mode, welche alt ist und die schon längst aufgegeben war. Man hatte sie nur noch für Kinder behalten, jetzt wird sie wieder aufgenommen. Die Form ist übrigens dieselbe wie bisher, mit Falten, shawlartig oder glatt. Zu Soirée- und Puzkleidern, setzt man auf das Leibchen ein Stück Zeug, das einen Fichü auf den Achseln, auf dem Rücken und der Brust bildet. Diesen Fichü garnirt man mit Spitzen oder Blonde und dies macht einen sehr hübschen Puz, der jeder Taille gut steht.

Die Röcke sind noch immer weit und lang, in leichte Falten gelegt, wenn sie von durchsichtigem Zeuge; und dicht gefältelt, wenn sie von dichtem Zeuge sind. Oft sind die Röcke sogar bei Kleidern zum Ausgehen vorn offen; dann hat man aber die beiden Seiten vorn heraufgestickt; mit Spitzen besetzte Bandschleifen geben diesen Kleidern eine größere Eleganz.

Die Formen der Hüte scheinen seit 14 Tagen nicht mehr so groß zu sein, nur die italienischen sind nicht kleiner geworden. Der schönste Schmuck auf diesen Hüten sind weiße Federn.

Die meisten Mantillen sind von gesticktem Mouslin,

ungefüttert, mit Spitzen garnirt. Sie kleiden sehr gut den hellen Farben.

Von den neuesten Seidenstrümpfen behauptet man, es gäbe deren von solcher Feinheit, daß sie zusammengelegt, die Größe einer Haselnuß nicht übersteigen. Sie sind bis zum halben Beine a jour und scheinen Nichts als ein Netz mit Stickerei-Dessins, oder sie haben Federstickerei auf a jour Grund.

Die elegantesten Coiffüren bei Bällen und Festlichkeiten sind in Blumen und Perlen, alle rückwärts und an den Wangen sehr flach, Stirne und Schläfe ganz entblößend, wie auch die Haare a l'Anglaise gemacht, so daß die langen Locken bis auf den Hals niederfallen. Eine Reihe von Perlen oder Diamanten an der Stirn, und eine einzige Blume, sehr nach vorne gestellt, oder auch kleine Blumenschnüre vollenden den Kopfsputz. Feldblumen, Rose, Kornblumen, Eppich, Hasenkörner u. dgl. m. erscheinen ziemlich oft, Letztere senken sich herab wie der Schweif eines Paradiesvogels.

Modenkupfer No. 29.

1. Pariser-Damen-Promenaden-Anzug.
 2. Englischer-Domestiquen-Anzug.
 3. Pariser-Herrn-Anzug.
- Knabenanzug.

Gutenberg's Denkmünze.

Mit der Zeit der Enthüllung des Denkmals Gutenbergs wird eine Denkmünze, welche im Umfange 48 Millimeter oder 22 Linien im Durchmesser haben wird, erscheinen. Dieselbe ist unter Thorwaldsen's eigener Leitung und Aufsicht, und von Herrn Lorenz zu Rom früher Zögling, jetzt Medailleur der Anstalt von G. Loos in Berlin ausgeführt. Die Hauptseite zeigt eine Abbildung der, von Thorwaldsen modellirten Statue Gutenberg's mit der Inschrift: JOANNI GENSFLEISCH DICT. GUTENBERG COLLA-TIONIBUS TOTIUS EUROPÆ SIGN (um) POS (itum). Die Rückseite enthält eins der von Thorwaldsen erfundenen und modellirten Basreliefs, mit welchem das Postament der Statue geziert werden wird. Auf demselben sieht man Gutenberg, das Schreibrett vor sich,

mit dem Satz einer Schrift beschäftigt und den, an den Tisch lehrenden, aufmerksam zuhörenden Faust, welcher eine zum Holzschnitte bestimmte Drucktafel hält, die Vortheile und Vorzüge seiner neuen Erfindung zeigend. Die Umschrift heißt: INVENTORI ARTIS TYPOGRAPHICAE IN URBE PATRIA PIA LAETANTE, im Abschnitt die Ergänzung: MOGONTIACI M. JUNII MDCCCXXXVII. Zu Deutsch: „Dem Erfinder der Buchdruckerkunst Johann Gensfleisch genannt Gutenberg, ward dies Denkmal errichtet in der, sein Gedächtniß ehrenden hochehrwürdigen Vaterstadt Mainz im Juni 1837.“ Die Denkmünze wird kosten: in englischer Bronze geprägt 1½ Rthlr., in englischem Neugolde 2 Rthlr., in feinem Silber 5 Rthlr., in Ducatengold 16 Pistolen und ein Etui ½ Rthlr. Die Buchhandlung von L. Schreck in Leipzig nimmt Vorkaufbestellungen an.



Telegraphiden.

Dem Holz- und Strohvirtuosen Guskow ist in Brüssel sein Instrument gestohlen worden, mit welchem ein Herr Rosenstein nach Amerika entwichen, wo er damit Glück zu machen hofft. — Der Künstler ist durch diesen Diebstahl bis zur Vollendung eines neuen Instruments ohne Erwerb.

Zum Benefice Benedict's fand in London ein Concert statt, worin sich die Damen Pasta und Grisi, die Sänger Rubini, Lamburini, Lablache und die Instrumentalisten Moscheles, Thalberg und Benedict hören ließen. Die Palme unter den Künstlern entscheidend zuzuweisen, blieb unmöglich; doch äußerte sich besondere Theilnahme an der Sonate für drei Pianofortos.

Die Familie des Generals Lafayette hat seinen Nachlaß gesammelt, geordnet und jetzt herauszugeben begonnen. „Memoires, Correspondance et manuscrits du General Lafayette.“ In allem 6 Bände, wovon

3 zu Anfang dieses Monats zu Paris bei Fournier erschienen sind. Eine Sammlung voll der wichtigsten Aufschlüsse.

Demoiselle F. Vixis hat auf dem Theater der großen Oper zu Paris den Arface in Rossini's „Semiramide,“ und zwar in der Benefizvorstellung Lamburini's, als Gast gegeben, und erfreute sich eines Erfolges, wie seit der unvergeßlichen Pifaroni keiner Darstellerin dieser schwierigen Partie zu Theil geworden war. Während der ersten Arie schon, wurde sie wiederholt von Beifallsbezeugungen unterbrochen, die mit jeder Nummer zunahm, und nach den Duetten mit Lamburini und der Grisi zum stürmischen Hervorrufen und da Capo-Rufen mit Furore steigerten. Am Schlusse wurde Demoiselle Vixis noch einmal verlangt.

Der Dichter Mery hat eine seiner von Meyerbeer in Musik gesetzte Ballade, betitelt: „Die Tochter der Luft“ im Verein mit dem Componisten, der Tänzerin Taglioni gewidmet. Das Ganze ist bei Leduc in Paris erschienen und soll sehr vorzüglich sein.

Nach den neueren astronomischen Berechnungen will man gefunden haben, daß der als Centralsonne unsres Weltsystems angenommene Sirius einen Durchmesser von 20,878,333 Meilen habe und daß dieser Stern, falls er sich in dem 21 Million Meilen großen Raume zwischen unserer Erde und ihrer Sonne befände, diesen ungeheuren Raum ausfüllen würde.

Der Hoffschauspieler L. Schneider ist zum drittenmal lithographirt erschienen und zwar als Fröhlich. Die Werke des Fürsten Pückler-Muskau erscheinen sämmtlich in englischen Uebersetzungen.

Spindler's „Jude“ und Hofmann's „Kater Mure“ sind in's Russische übersezt worden.

Auf eine besondere Einladung des Herzogs von Orleans hatte sich Victor Hugo nach Versailles begeben; der Verfasser von Notre-Dame de Paris wurde der jungen Herzogin vorgestellt, welche ihn auf's Leutseligste empfing und zu ihm sagte: „Das erste Gebäude, welches ich in Paris besuchte, war ihre Kirche.“

Auch Alexander Dumas, der alte Bibliothekar des Palais-royal, welcher sich dem Königthum ein wenig entfremdet hatte, wurde von Louis Philipp sehr gnädig angerebet. „Es wird mir“ sagte der König, „immer angenehm sein, sie bei uns öfter wiedererscheinen zu sehen.“ „Sire,“ lautete die Antwort „sie sehen, auch ich benutze die Amnestie.“

In Florenz hat ein reicher Amerikaner die Venus von Pampeloni für 500 Louisd'or gekauft.



T. L. v. Berlin.

N^o 29. 1837.

